Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 23

Artikel: Der Glockenbenz : eine Geschichte
Autor: Augsburger, Werner
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672647

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ter bestatteten sie im Garten, bauten weiter unten am Fluß eine Hütte und teilten das Tal unter sich. Die Seline nahm den oberen Teil, von „Anlegein" aufwärts, wo heute die Zunge des Lötschengletschers beginnt, die ältere Schwester die untere Hälfte, den fruchtbaren Teil des heutigen Lötschentales. Doch bald fing sie an zu murren und zu jammern: „Schlimm ist es mir ergangen bei der Teilung; meine Schwester Seline hat mich übervorteilt; sie hat den schönsten Teil des Tales erhalten, und mir gehören nur die bewaldeten und „unhaben" Gründe, die nichts eintragen, und wo es von wilden Tieren wimmelt!"

Aber die Marie tat der Schwester unrecht, denn noch zu ihren Lebzeiten ist der Gletscher so gewaltig angewachsen, daß er als großer breiter Eisstrom die Gehänge herunterfloß, langsam und unmerklich, und die fetten Weiden des oberen Talgrundes zudeckte.

Die Leute, die sich später hier oben ansiedelten, haben den Gletscher seiner Ausdehnung wegen Langgletscher genannt, und da er weitaus der mächtigste des Tales ist, auch etwa Lötschengletscher. Die Lonza ist zu einem wilden Bergwasser angeschwollen, das im Hochsommer weiße Schaumwellen wirft, tollt und wettert und ungestüm durch das Tal rauscht. Die schönen Matten, die schönsten des Tales, auf denen ehemals die Herde der Familie zu den Bänken weidete, liegen unter dem vorrückenden Gletschereise begraben. Die Älpler, die heute in der Nähe des Gletschers weiden, hören in hohen Zeiten die Mähder unter dem Gletscher, wie sie ihre Sensen dengeln, und das Glockengeläute der Herde, die auf die Weide zieht.

Gewitterbild.

Überm Berg 's Gewitter hängt,
Von der Hitze sind versengt
Fluren und die Matten;
Auf dem See zuckt in die Quer
Grauer Dunst, so bleiern = schwer
Schleichen Wolkenschatten.

Plötzlich Krach um Krach, und Guß!
Hei, da stürzt's im Überfluß,
Scheffelweise nieder. — —
Hell mit frohem Funkeln lacht
Nun des Regenbogens Pracht,
Sonne glüht schon wieder.

Otto Volkart.

Der Glockenbenz.

Eine Geschichte von Werner Augsburger.

Der Kellibauer führte seine zwei Besucher nach dem Rundgang über die Felder auf die sonnige Vorlaube unter dem breit ausladenden Dach des hablichen Hauses. Die Männer machten es sich um den Tisch bequem, auf dem die Bäuerin einladend das Zvieri bereitgestellt hatte.

Aus dem Garten vor dem Hause stieg von den frisch umgestochenen Beeten würziger Schollengeruch auf. Bienen summten geschäftig über den schmalen Blumenbanden, wo Aprilglocken mit ihrem Goldschein die bescheideneren bunten Primeln überstrahlten. Durch die knospenden Bäume der Hofstatt klang das Geläute der stattlichen Herde, die man draußen auf der junggrünen Matte weiden sah.

„Ein prächtiger Tag heute, blitzblank und sauber und rund wie ein nigelnagelneuer Napoleon", rühmte einer der Männer.

„Jawohl", bekräftigte der Kellibauer, „man sollte meinen, daß es nirgends etwas Ungerades geben könnte."

„Wenn's nur so wäre," warf die mit der gefüllten Mostflasche an den Tisch getretene Bäuerin ein, während sie die Gläser vollschenkte. „Aber ach, besinnst du dich noch, Fritz? Grad so schön und warm war es an jenem Frühlingstag vor einem Jahr, an den ich just heute wieder mehr als einmal habe denken müssen und den ich meiner Lebtag nie mehr vergessen kann, weil auf ihn dann die schreckliche Nacht folgte."

„Du meinst den Tag, an dem sich der Glockenbenz so unverhofft bei uns einfand zu seinem letzten Besuch."

„Eben ja, wer hätte damals gedacht, daß sich der Tod so ungesinnt zwischen uns setzen würde, als wir hier auf der Laube grad wie jetzt friedlich beim Zvieri beisammen saßen," bestätigte die Bäuerin.

„Der Glockenbenz? Habt Ihr nicht hier in der Gegend den Blaser Benz so genannt, den Küher vom Schrattenberg, mit dem es dann ein so jähes Ende nahm?" erkundigte sich einer der Besucher.

„Was ist eigentlich damit?" fiel nun der zweite ein, „es ist damals sogar auch bei uns drüben

viel davon geredet worden, und wenn ich mich noch recht erinnere, so wurde im Zusammenhang damit auch immer der Kellihof genannt."

„Das wird schon so sein", bestätigte der Kellibauer, „weil eben hier bei uns das Schreckliche in jener Nacht passierte. — Doch das ist eine lange Geschichte. Greift zu, Mannen, und laßt euch nicht noch lange nötigen."

„Aber das hätte doch kein Mensch erwartet, daß der Blaser ein so schlimmes Ende nehmen würde, schien doch sein Wohlstand so unerschütterlich."

„Wie ist denn die jähe und böse Wendung überhaupt nur möglich gewesen?"

„Überlüpft hat er sich mit seiner Bauerei, wenn ihr es wissen wollt. Grad als ob es ihm zu wohl gewesen wäre. Alles schien ihm ja zu geraten. Von seinem Vater hat er das beste Rüstzeug für die ausgedehnte Küherei auf dem Schrattenberg geerbt, die denn auch bald in einem besonders guten Ruf stand. Als einmal ein Alpwanderkurs seinem Betrieb besondere Aufmerksamkeit widmete und ihm nachher eine rühmliche Auszeichnung zugesprochen wurde, da war der Benz nicht wenig stolz darauf und schien vollends nach keinem andern Ziel mehr zu trachten, als den Schrattenberg zu einem eigentlichen Musterbetrieb auszugestalten. Selbst die Zeitumstände schienen ihm dabei nach Kräften helfen zu wollen. Es folgten die Jahre der Hochkonjunktur. Das Vieh galt immer mehr, für gute Tiere bekam man bald fast ohne Markten jeden verlangten Preis — wenigstens will es uns nachträglich bei den heutigen Schundpreisen manchmal so scheinen. Aber auch die Güterpreise kletterten gleich munter in die Höhe, und wer Geld nötig hatte, konnte leicht hohe Hypotheken aufnehmen. Die Welt schien ja damals nur so in den Moneten zu schwimmen.

Ich weiß nicht, ob Benz meinte, die fetten Jahre würden sich diesmal nicht auf die biblische Zahl sieben beschränken, oder ob ihm sein ungewöhnlich erfolgreiches Wirken sonst etwas zu Kopf stieg. Vielleicht wiesen ihm auch unverantwortliche Berater und leichtfertige Allesbesserwisser die verhängnisvolle Bahn. Kurzum, statt für allfällige magere Jahre sichere Reserven anzulegen, steckte er alles Erworbene gleich wieder in den Betrieb, zu dessen Ausbau ihm plötzlich nur noch das Teuerste und Beste gut genug schien. Da erstand die neue, bequem eingerichtete Sennhütte, dazu bald auf dem obern Berg noch ein geräumiger Stall, dann folgte die kostspielige Alpweganlage und schließlich gleichsam zur Krönung des Ganzen eine moderne Güllenverteilungsanlage. Der eine oder andere Nachbar hat schon damals etwa bedenklich den Kopf geschüttelt ob der endlosen Bauerei. Aber Benz ließ sich seine Zuversicht nicht nehmen und hielt auf jeden Zweifel den Einwand bereit, daß er sich doch die ansehnliche Staatssubvention nicht entgehen lassen konnte. Daß er mit dieser auch noch alles eigene Geld verlochte und verbaute und überdies schon eine hinterhändige Hypothek auf seinem Talheimet hatte aufnehmen müssen, das plagte ihn vorderhand wenig. Wenn halt einer einmal so recht in dieses Fahrwasser gerät, dann reißt es ihn unwiderstehlich immer weiter fort.

Übrigens hieß es bald, daß die Bauerei dem Benz auch ohne die neuen Einrichtungen mehr als genug eingetragen habe, nämlich einen steinreichen Schwiegersohn. Justament in jener Zeit rückte Blasers Bethli, das schon seit einigen Jahren die frühverstorbene Mutter im Haushalt ersetzen mußte, den tausend Wochen nahe und entwickelte sich zu einem überaus anmächeligen Weibervolk, lecker zum Anbeißen wie ein frisch aufgegangenes Apfelküchlein. An manchem Samstagabend und Sonntag ging es lustig zu und her auf dem Schrattenberg. Gar mancher warb um die Gunst der hablichen Kühertochter, bis dann eben der Sohn des reichen Bauunternehmers in der Stadt, der auf dem Schrattenberg auch Arbeiten ausführte, sich Bethli als Braut sicherte. Ich besinne mich noch gut an das laute Gerühme damals. Der künftige Schwiegervater Bethlis sollte in der Stadt soviele Häuser besitzen, wie wir Bauern nach dem Emdet Heu am Stock haben, hieß es. Steinreich sollte er sein. Man erlebe es halt wieder einmal, daß ein Haufen zum andern komme. Alles schien im Überfluß zu schwimmen wie in der Butter. Soviel Wohlgelingen und Gutgeraten bei einem einzigen Menschen schien einem manchmal einfach unmöglich und undenkbar. Und doch stieg Blaser auf der Glücksleiter eher immer noch Seigel um Seigel höher empor.

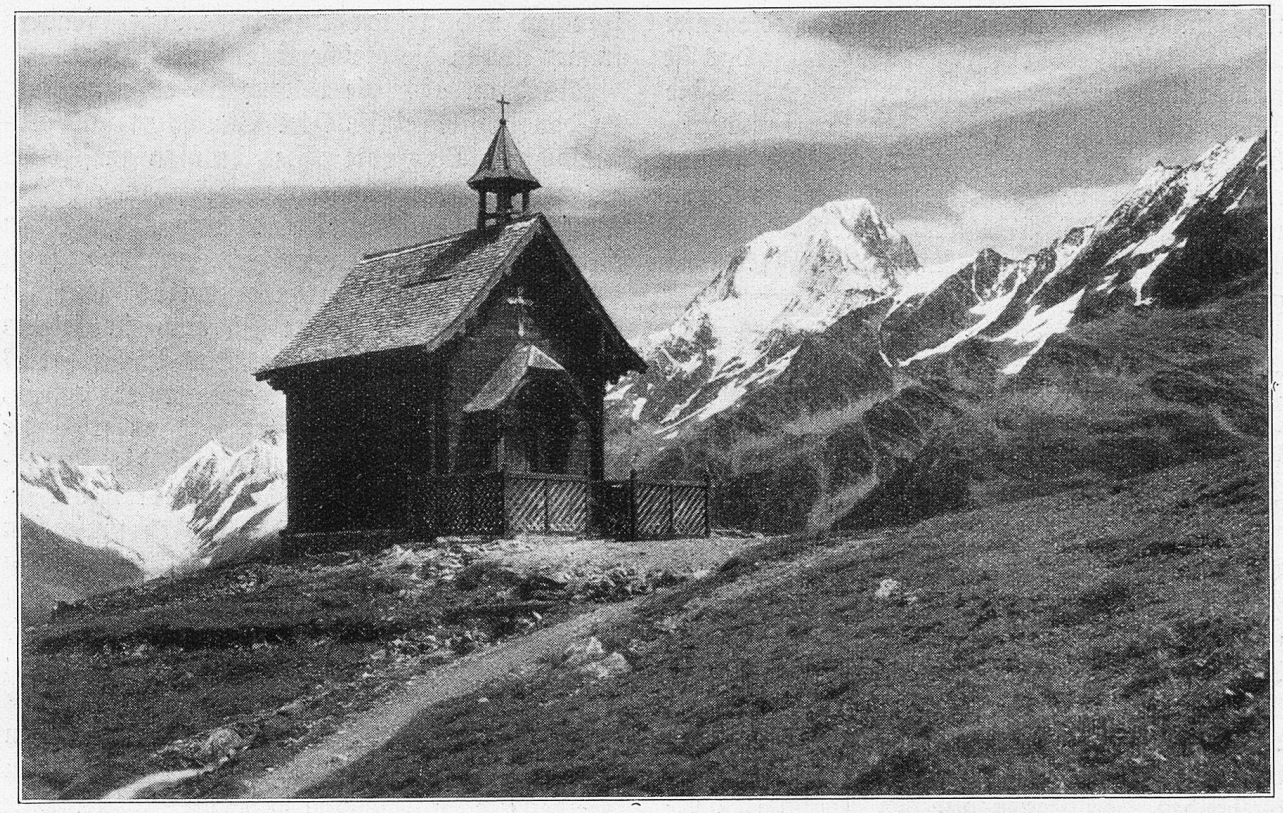
In jenem Herbst wurde in der Stadt ein großes Trachtenfest mit prächtigem Drum und Dran abgehalten. Das sollte Benz Gelegenheit bieten, sein rühmliches Senntum einmal so recht vor aller Welt zur Schau zu stellen. Man scheute die Kosten nicht, für den möglichst lebensechten Alpaufzug, der natürlich im Festzug nicht fehlen durfte, eine auserlesene Herde aus Blasers Viehstand nach der Stadt zu transportieren.

Und um ja recht Staat zu machen, ließ Benz eigens für diesen Anlaß einen ganzen Satz von runden zwei Dutzend Glocken gießen, alle im Ton sauber aufeinander abgestimmt und mit gar schmucken Halsriemen versehen. Wohl, das gab etwas zu sehen und zu hören! Voran schritt der Meisterknecht mit dem prämiierten Stier, dessen grimmiger Kopf mit dem wolligen Kräuselhaar und dem zornigen Blick Respekt einflößte, daß die dichtgedrängten Zuschauer unwillkürlich weiter zurückwichen als vorher vor den wegbahnenden berittenen Polizisten an der Spitze des Zuges. Ihm folgte die schöne falbgescheckte Leitkuh, die zwischen den wohlgebogenen Hörnern einen umgekehrten Melkstuhl mit einem farbenprächtigen Blumenstrauß trug. Und dann erst schloß sich die übrige Herde an, lauter hochpunktierte, spiegelsauber gestriegelte und gebürstete Tiere. Der Ringgi bellte, und die beiden Handbuben johoiten übermütig. Umso würdiger schritt dahinter der Benz selber, im Kühermutz und mit offener Hemdbrust, aber stolz wie ein ungekrönter König. Den Beschluß bildete ein Bernerwägeli, auf dem als ausnehmend schmuckes Brautpaar das Bethli im alten sonntäglichen Tschöpli der Mutter und sein Verlobter in eigens altväterisch geschneidertem Halblein saßen. Das Schönste war indessen halt doch das Glockengeläute, das den ganzen Alpaufzug umwallte wie eine klingende Wolke von Wohllaut. Die Stadtleute gerieten förmlich aus dem Häuschen beim Anblick dieses fürstlichen Senntums. Die Zuschauer überschütteten Blaser, dessen Name Respekt heischend von Mund zu Mund dem Aufzug vorauslief, spontan mit Beifallsklatschen und das ländliche Brautpaar aus allen Fenstern mit Blumen. Von dem wunderschönen Herdengeläute war nachher noch wochenlang rühmliches Gerede in der Stadt, und von jenem Tag an hieß hier herum Blaser nur noch der Glockenbenz. Er war nicht wenig stolz auf diesen Namen, wie ja überhaupt das Erlebnis an jenem Trachtenfest wohl den Höhepunkt im Leben des Benz gebildet haben mag.

Schon bald nachher sollte ja dann die unheilvolle Wendung eintreten. Vorher wurde noch mit Glanz und Gepränge Bethlis Hochzeit gefeiert. In den beiden Brautvätern schien geldschweres städtisches Unternehmertum und wohlfundierter Bauernreichtum verkörpert. Der glänzende Hochzeitszug wurde gebührend bestaunt, und gar manchem Gelüstigen lief das Wasser im Munde zusammen beim bloßen Gedanken an alle die guten Sachen, unter denen sich im girlandenbekränzten Saal des Nidelbades vor den Hochzeitsgästen die Tische bogen. Niemand hatte damals ja auch nur eine blasse Ahnung davon, daß die üppige Herrlichkeit schon bald hernach vom scharfen Krisenluft umgeblasen würde wie ein leeres Kartenhaus. Die ganze hiesige Gegend gelangte damals zu nicht geringer Berühmtheit. Von weither kamen oft Leute, um Blasers vielgerühmtem Herdengeläute mit eigenen Ohren zu lauschen. Daheim erzählten sie dann, es habe fast schöner und feierlicher geklungen als die Orgel im Münster.

Ich brauche euch die nachher folgende unselige Wandlung nicht erst noch lange zu schildern, wir haben sie ja mehr oder weniger alle an uns selber zu spüren bekommen. Erst leise, dann immer vernehmlicher und unheimlicher krachte es im nur scheinbar soliden Gebälk des Konjunkturwohlstandes. Wenn Schuldenbäuerlein ohne Halt und Stütze in Not und Bedrängnis gerieten und der eine und andere bald nicht mehr wußte, wo ein und aus, so nahm man das notgedrungen schließlich als unabänderliches Faktum hin. Als aber das Geraune von Haus zu Haus schlich, sogar der Glockenbenz habe den einen oder andern um eine Bürgenunterschrift angegangen, da erregte es doch Aufsehen. Bald indessen pfiffen die geschwätzigen Spatzen das Geheimnis von allen Dächern, der Benz habe sich in den guten Jahren überbaut. Die neuen Ställe auf dem Schrattenberg und im Talheimet, der Alpweg und die ganze teure Einrichtung stellten sich nun als eine auf die Dauer einfach untragbare Last heraus. Was nützte nun alles, da selbst die hochprämiierten Zuchtstiere nicht mehr gegen klingendes Geld nach Rußland und Ungarn und ins Elsaß exportiert werden konnten und auch die Bauern im Unterland immer weniger in der Lage waren, hochwertige Kühe und Rinder im Hochzuchtgebiet zu kaufen.

Das war ein trüber Sommer, dieser letzte, den der Benz auf dem Schrattenberg verbrachte. Dreimal besuchte ich ihn, und jedesmal traf ich den früher so frohlebigen Bergler trübsinniger an, je weniger er sich über seine Lage Illusionen hingeben konnte. Es gab bereits keine Selbsttäuschung mehr, daß er sich noch länger auf seinem Besitztum zu halten vermochte. „Schau", so klagte er mir einmal, „früher gehörte der Schrattenberg mir, allerdings nur mit einer einfachen Alphütte, mit einem zu Regenzeiten oft mühseligen Knüppelweg und ohne bequeme Güllen-



Faldernalp mit Bietschhorn im Lötschental. Phot. E. Gyger, Adelboden.

verteilung. Wäre doch alles noch wie damals! Die Neubauten haben meinen Berg rübis und stübis aufgefressen, auch nicht ein einziger Quadratschuh gehört mehr mir, und die vielgepriesenen rationellen Einrichtungen vermögen mir heute nicht einmal mehr den Zins einzutragen für die drückenden Schulden, die ich mir dafür auf den Buckel laden mußte. Aus ist's mit meiner Selbstherrlichkeit auf eigenem Grund und Boden, und wenn ich übers Jahr wieder auf den Schrattenberg ziehe, dann werde ich noch froh sein müssen, wenn ich es als Hüttenknecht tun kann."

„Und deine steinreiche Schwägerschaft in der Stadt? Zum Hagel, das wäre mir noch, wenn die dich jetzt einfach fallen ließe!" entfuhr es mir.

Da lachte der Benz bitter auf. „Steinreich, haha, steinreich ist nicht schlecht. Jawohl, schon steinreich, aber mehr Steine als reich. Du lieber Gott, dort steht's ja nicht viel besser als bei mir, nur die Fassade ist noch etwas geschickter gewahrt. Der ganze Reichtum steht auf Papieren, die beim nächsten rauhen Windstoß in alle Richtungen auseinanderflattern können. Was dann bleibt, werden höchstens unbezahlte und nicht mehr einbringliche Schulden sein."

Jawohl, so stand es nun leider Gottes mit Benz. Ich vernahm dann auch bald hernach, daß eine angestrebte Sanierung sich als aussichtslos erwies und die Bank nur noch den Herbst abwarten wollte, um den ganzen stolzen Betrieb zu liquidieren.

So geschah es. Im Herbst kam Blasers ehedem so vielgerühmte Küherei, Berg und Talheimet, mit allem Drum und Dran unter den Hammer. Wir in der hiesigen Gegend waren übereingekommen, einander bei der Versteigerung die Sachen nicht unnötig in die Höhe zu treiben, aber doch anständig zu bieten, um Dritte nach Möglichkeit vor verhängnisvollem Schaden zu bewahren. Es hatte sich eben herausgestellt, daß zu guter Letzt mehr Schicksalsgenossen mit Benz verhängt waren, als man anfänglich angenommen. Erlaßt es mir, Einzelheiten der Gant zu schildern. Es ist ein zu bemühendes Kapitel. Sozusagen die ganze Gegend litt mit dem Benz darunter, denn — sagt mir einmal — konnte man dem Benz mit gutem Gewissen etwa vorwerfen, er sei einzig und allein selber schuld an seinem Unglück? War er ein schlechterer Bauer geworden? Nein, er verstand das Kühern noch genau so aus dem ff wie in seinen besten Jahren, und den Betrieb vernachlässigte er auch im letzten Sommer nicht. Ein Uneingeweihter glaubte

noch immer, die in allen Teilen gediegenste Musterwirtschaft vor sich zu haben. Just das ist ja dem Benz immer hoch anzurechnen, daß er die Flinte bis zuletzt nicht ins Korn warf, sondern bei der Stange blieb, trotzdem er die Dinge machtlos den verhängnisvollen Lauf nehmen lassen mußte. Ich ziehe noch heute den Hut ab vor dem Mann, trotz allem, was nachher noch geschah."

Der Kellibauer hielt im Erzählen inne und schaute nachdenklich über die Felder hinaus. Die Zuhörer merkten, daß er mit einer innern Bewegung fertig werden mußte, und harrten schweigend, bis er von selber weiter berichtete.

„Eben ja, außer der „Gölde", die damals ein Prachtrind war und mir seither immer aufs neue Freude und Genugtuung bereitet hat, ersteigerte ich an der Gant den berühmten Glockensatz, durch den dann mein Haus auf so tragische Weise mit Benzens unglücklichem Ende verknüpft werden sollte. Meine Leute freuten sich über die Maßen, als das schöne Geläute an den noch verbleibenden Herbsttagen auf den Kellimatten ertönte, und namentlich unser Bub, der Hansli, hatte einen ganz besondern Stolz und konnte jeden Abend nicht genug rühmen, wie nun das Hüten doppelt kurzweilig war. Ich selbst fand, weiß Gott, keine rechte Freude daran. Ich hörte aus dem reinen melodischen Läuten stets einen mißklingenden Unterton heraus, weil ich immer an Blasers bitteres Los denken mußte. Wenn er noch der einzige geblieben wäre! Aber manchem andern im Umkreis drohte in der Folge nun erst recht das gleiche harte Schicksal. Gar mancher fühlte das dunkle Verhängnis dräuend über sich schweben und wußte nicht, wann auch er von Hof und Heim vertrieben werden konnte.

Benz fand vorläufig bei Bethli in der Stadt eine Zuflucht, trotzdem es inzwischen bei den Schwägern auch zum Krach gekommen war. Aber Bethlis Mann hatte wenigstens als Bauführer gleich wieder Verdienst gefunden. Er haderte indessen wohl dennoch mit dem Geschick und vielleicht, was weiß ich, auch mit seiner Frau und dem armgewordenen Schwiegervater, den er zu allem hinzu nun auch noch auf der Haube hatte. In den engen Steinwänden der Stadt war es dem an reine und freie Bergluft gewohnten Benz ohnehin nicht wohl. Er muß bitterböse Wochen und Monate durchgemacht haben. Aber den Winter hindurch hielt er sich doch still in der Stadt. Allerdings habe er oft tagelang kein Wort gesprochen und keinen Mucks gemacht, sondern immer nur in die gleiche Ecke hineingestiert.

Als dann aber die Ustage kamen, jene Zeit, da der Bergler Unruhe im Blut spürt und allgemach zur Bergfahrt rüstet, da man an schönen Tagen nach der Schneeschmelze schon auf den Berg steigt, um an Hüttendächern und Zäunen die Schneedruckschäden auszubessern und sonst alles instand zu stellen, da erging es Benz wie den Zugvögeln. Da regte sich auch in seinem Blut die alte Unruhe wieder. Das Bethli hat es mir nachher erzählt. Erst wanderte er daheim unstet von Zimmer zu Zimmer, dann trieb die Unrast ihn in die Gassen und auf die Pflanzplätze am Rande der Stadt, wo die Leute an schönen Tagen geschäftig den Boden umstachen und Muttfeuer anzündeten. Und schließlich stieg er auf den bekannten Aussichtsberg nahe der Stadt, saß beim Signal auf einer Ruhebank und schaute stundenlang unbeweglich zu den Bergen hinüber. Den Hochgipfeln hing der blinkende Silbermantel des Winters noch fast bis zu den Füßen herunter, aber die Vorberge dehnten schon ihre befreite Brust wohlig in der Lenzsonne. Benz hatte sich von einem ortskundigen Spaziergänger erklären lassen, in welcher Richtung der Schrattenberg lag. Nun blickte er immer unverwandt dorthin. Ihr könnt euch sicher vorstellen, was da in der Brust des Mannes vorging, wie das Sehnen nach seinem Berg immer brennender in ihm wühlte. Würden die Nachfolger wohl Sorge tragen zum Betrieb oder alles verlottern lassen? Wie mag nur diese eine Frage den Benz immer wieder geplagt haben. Vielleicht kam ihm plötzlich der Gedanke, die Bank, die den Schrattenberg an der Gant wegen zu geringen Angebots keinem zuschlagen ließ, könnte noch keinen Küher angestellt haben und würde ihm, dem Benz, den Betrieb anvertrauen. Wer weiß, was dem geplagten Mann in jenen bittern Tagen verzehrender Sehnsucht alles durch den Sinn ging. Er mußte sich vorkommen wie ein gefangener Adler im erstikkend engen Käfig. Bis er es nicht mehr aushielt und eines Tages aus der Stadt verschwunden war."

Wieder schwieg der Kellibauer und schaute sinnend in die Hofstatt hinaus, als sähe er dort draußen, was er nun erzählte.

„Es war fast ein Tag wie heute. Die Luft war prickelnd klar und frisch und der Sonnenschein wohlig warm. Man freute sich jeder Minute, die man im Freien verbringen konnte. Wir hatten den Sommerweizenacker an jenem Tage

nochmals gewalzt und saßen eben alle hier auf der Laube beim Zvieri. Nur der Hansli hütete draußen, grad wie jetzt, das Vieh, dessen Geläute die blaugoldene Frühlingsluft mit melodischem Wohlklang erfüllte, daß einem leicht ums Herz wurde beim Lauschen.

Einem allerdings wurde leider Gottes nicht leicht ums Herz. Und der stand auf einmal dort draußen am Feldweg, plötzlich wie aus dem Boden gewachsen, unbewegt wie eine Bildsäule und schien ganz dem Banne des Herdengeläutes verfallen. Niemand hatte seiner beim Nahen geachtet, er stand einfach plötzlich dort, ein hagerer Geselle, dem die Kleider um die Glieder schlotterten und im Nacken schüttere graue Haarsträhnen unter dem verbeulten Hut hervor über den Rockkragen herab hingen. Wir starrten alle miteinander seltsam benommen auf die ungewohnte absonderliche Erscheinung.

„Jesses, ist denn das nicht etwa gar der Glokkenbenz?" entfuhr es plötzlich halb erschreckt meiner Frau. „Es wird wohl öppen nicht sein, der ist ja in der Stadt beim Bethli", zweifelte ich noch, obgleich eigentlich mit dem Ausruf meiner Frau auch mir schon die Gewißheit gekommen war, daß der Einsame niemand anders als der Benz sein konnte. Und gleich stieg auch schon ein beunruhigendes Gefühl von etwas Ungutem in mir auf. Endlich faßte ich mich und rief den Fremden an: „He, Benz, bist du es leibhaftig?"

Der draußen im Feldweg Stehende schien meinen Ruf nicht gehört zu haben. Er regte sich nicht. Jetzt war auch der Hansli auf den Besucher aufmerksam geworden. Er näherte sich ihm neugierig, blieb aber zaghaft stehen und starrte den Fremden mit sichtlich wachsendem Unbehagen an. Dann getraute der Bub sich doch schließlich eine Anrede, erhielt jedoch auch keinen Bescheid. Der Mann schien nur die weidenden Kühe zu sehen und nur das Geläute zu vernehmen, sonst existierte überhaupt nichts mehr rings um ihn. Nun bekam es der Hansli ob dem unheimlichen stummen Gehaben des Besuchers mit der Angst zu tun, und plötzlich rannte er aus Leibeskräften gegen das Haus.

„Geh doch du hinaus und sieh nach, der scheint ja nicht mehr recht im Kopf zu sein," mahnte meine Frau.

Ich schritt hinaus. Richtig, es war der Benz. Er beachtete mein Nahen gar nicht. Du meine Güte, wie sah der Mann zum Erbarmen schitter und heruntergekommen aus!

„Zum Kuckuck, Benz, du bist's doch leibhaftig, wo kommst du denn so auf einmal hergeschneit?" redete ich ihn an und rüttelte ihn an der Schulter.

Jetzt wandte er mir langsam das Gesicht zu, aber seine trüben Augen schienen mich noch immer nicht wahrzunehmen.

„Leibhaftig", murmelte er, „leibhaftig, sagst du. Wollte Gott, nur mein Geist und nicht ich leibhaftig wäre da." Er schwieg, um dann gleich lebhafter fortzufahren: „Gelt, wie die Glocken sakerment schön tönen, aber weißt, doch nicht so schön wie am Trachtenfest, weißt du noch? Ja, das war halt ein Wesen und Getue damals. Ich mußte gleich daran denken, wie ich vorhin beim Kommen das Geläute schon von weitem vernahm und gleich auch erkannte. Und wahrhaftig, schau, dort ist noch mein „Göldi", oder nicht? Es ist eine brave Kuh geworden und scheint es gut bei dir zu haben." Dann schien Benz meine Gegenwart schon wieder ganz zu vergessen und hatte nur noch Augen für die Tiere und Ohren für das Geläute.

Ich brachte ihn endlich doch dazu, daß er mit mir auf die Laube kam, sich zu uns an den Tisch setzte und beim Zvieri mithielt. Es geschah mit zitternden Händen. Er redete nicht, nur von Zeit zu Zeit rannen ihm große Tränen aus den rotgeränderten wässerigen Augen, die mit weißen Bartstoppeln bedeckten hohlen Wangen herab. Soviel brachte ich nach und nach aus ihm heraus, daß wir erfuhren, er sei zeitig am Vormittag ohne Abschied in der Stadt aufgebrochen und habe den ganzen langen Weg ohne Rast und ohne etwas zu essen zu Fuß zurückgelegt. Und auch sein Vorhaben vertraute er mir schließlich an. Er wollte sehen, ob nicht auf dem Schrattenberg für ihn ein Plätzchen als Knecht frei war. Wenn er nur wieder auf seinem Berg sein könnte! „Dafür ist morgen noch Zeit genug," gab ich ihm zu verstehen, „für heute bleibst du hier bei uns, die Kammer im Schopf ist noch leer, dort können wir dich gäbig betten." Er machte keine Einwände mehr und begann sogar wacker zu essen. Nachher aber ließ es ihm keine Ruhe, bis er wieder draußen beim Hansli war und ihm beim Hüten Gesellschaft leisten konnte, bis die Tiere zum Melken eingetrieben werden mußten. Man merkte dem Benz für den Rest des Abends gar nicht viel Ungerades mehr an, nur daß er von Zeit zu Zeit unbeweglich in eine Ecke stierte und nicht mehr zu wissen schien, wo er war. Dann wurde er schläfrig. Meine Frau begleitete ihn noch in die Kammer im Schopf, wo sie ihm das Bett frisch angezogen hatte.

„Ach mein Gott", meinte meine Frau vor dem Einschlafen noch zu mir, „wie kann einen der arme Mensch doch erbarmen. Ich weiß nicht, mir ist auf einmal so schwer zu Mute, als ob irgend etwas passieren würde." Ich suchte sie noch zu beruhigen und schlief darüber bald ein.

In der Nacht erwachte ich plötzlich. Ich drehte das Licht an. Es war schlags ein Uhr. Jetzt erst gewahrte ich, daß auch meine Frau sich im Bett aufgerichtet hatte. Mit angstvollen Augen schaute sie mich an.

„Hast du es auch gehört?" fragte sie mich und preßte die Hand auf die Brust.

„Was gehört?" machte ich, „du hast wohl geträumt und mich geweckt."

„Ich weiß es bei Gott selber nicht mehr, ob ich geträumt habe oder nicht, aber es klang so schrill, als ob Geschirr oder sonst so etwas zerschlagen worden wäre. Darob bin ich aufgewacht. Schrecklich, wie das klirrte! Mir ist so bang, als fühlte ich etwas Unheimliches ganz nahe. Da spür einmal, wie ungestüm mein Herz schlägt."

„Abah, du wirst einfach geträumt haben," suchte ich sie zu beschwichtigen, trotzdem auch ich ein wachsendes Unruhegefühl nun nicht mehr los wurde.

Und als jetzt gar auch noch der Hansli ängstlich in unsere Schlafstube hereintrippelte und schlaftrunken fragte, was los sei, da ließ mir meine Frau keine Ruhe mehr, bis ich in die Hosen und in die Holzschuhe schlüpfte, die Sturmlaterne anzündete und hinaus ging, um nachzusehen, ob noch alles in Ordnung war.

An der Vorderseite des Hauses nahm ich nichts Absonderliches wahr. Alles lag und hing an seinem gewohnten Platz. Alle Türen, auch das Vordertor zum Schopf, waren ordnungsgemäß geschlossen. Es war eine kühle mondhelle Nacht, die bis zum Sonnenaufgang zunehmende Kälte und einen dicken Reif vorausahnen ließ. Mich fröstelte in der nur notdürftigen Gewandung. Hinten zwischen dem Schopf und dem halb abgetragenen Düngerhaufen stand ein fertig geladenes Mistfuder bereit, um am Morgen auf den Acker geführt zu werden. Tiefschwarz hoben sich seine Umrisse und Schatten von der Umgebung ab. Ich fuhr erschreckt zusammen, wie ich um die Hausecke bog und unmittelbar vor mir den langen schmalen Wagen erblickte. Wie ein langer schwarzer Sarg auf einem primitiven Gefährt sah es aus.

Meine unerklärliche Unruhe wuchs noch, als ich mich weiter umsah und die hintere Schopftüre sperrangelweit offen stand. Der Benz! fuhr es mir durch den Sinn. Richtig, auch die Türe zur Knechtekammer gähnte weit offen, und Kammer und Bett waren leer.

Ich zündete umher, bemerkte indessen sonst nichts Verdächtiges. Was sollte ich tun? Nützte es etwas, mitten in der Nacht das ganze Haus zu alarmieren? Wo sollten wir den Verschwundenen suchen?

Inzwischen hatte sich auch meine Frau, von innerer Unruhe getrieben, notdürftig angekleidet und suchte mich. „Der Benz!" entfuhr es ihren Lippen, als sie die offene Kammertüre erblickte, „wo ist er?"

„Das möchte ich eben auch gerne wissen," gab ich Bescheid.

Nun schlurfte auch noch der Hansli in den Finken, nur mit dem Nachthemd bekleidet, herbei. „Bub, mach, daß du ins Bett kommst, du holst dir ja in der kalten Nacht eine Lungenentzündung", fuhr die Mutter den Hansli an. Der aber schien es gar nicht zu hören. Mit aufgerissenen Augen schaute er nur immer in die Schopfecke neben der Türe.

„Vater, zünd — die Glocken," stammelte er endlich.

Ich hob die Laterne. O Schreck, keine einzige Glocke hing mehr dort.

„Ich und der Benz haben am Abend doch alle aufgehängt," beteuerte der Bub ängstlich, „wer hat sie jetzt weggenommen?"

Da warf mir meine Frau einen vielsagenden Blick zu. „Also doch," bemerkte sie nur.

Mir dämmerte eine schlimme Ahnung auf. Der Glockenbenz! Ich sah wieder das verstörte Wesen des alten Kühers, sein Entrücktsein beim Klang des Herdengeläutes und sein Erinnern an das vergangene Trachtenfest. Ja, die Glocken! Für die gab ich sogleich nicht mehr viel. Wie hatte doch meine Frau gesagt? Als ob Geschirr oder sonst etwas zerschlagen würde, habe es geklirrt. Kein Zweifel, die Glocken waren hin! Was aber war mit dem Benz geschehen?

Da kam mir in den Sinn, wie ich am Nachmittag mit Blaser an der Abfallgrube am Rande des Kelliwaldes vorüber geschritten war. Dort hinein schütteten wir nicht nur die auf dem Acker aufgelesenen Steine, sondern auch anderes unnützes Zeug und namentlich die Scherben von zerschlagenem Geschirr, um die Grube mit der Zeit aufzufüllen.

Dort konnte die Untat am ersten geschehen sein.

„Kommt hinein in die Stube", dirigierte ich

Frau und Buben wieder an die Wärme. Ich vervollständigte meine Kleidung, während ich der Frau meine Vermutung mitteilte. Dann schritt ich über die Matte dem Waldrand zu. Der Laternenschein zerrte meinen Schatten bald riesenhaft in die Länge und ließ ihn gleich wieder zum winzigen dicken Zwerg zusammenschrumpfen in sinnlosem gespenstischem Spiel.

Und richtig, da fand ich am Rande der Abfallgrube die schönen breiten Halsriemen an einem Haufen und die Bruchstücke der zerschlagenen Glocken lagen auf dem Stein- und Gerümpelhaufen zerstreut herum. Im bleichen Schein des Mondes und im roten Schimmer der Laterne blinkten die Erzscherben wie Silber und Gold. Keine einzige Glocke war ganz geblieben.

Umsonst sah ich mich nach dem Täter um. Daß der Benz die Tat nur mit verstörten Sinnen begangen haben konnte, stand für mich sogleich fest. Hatte ihn nachher gleichwohl das Gewissen geplagt, und hatte er sich im Dunkel der Nacht draus und davon gemacht? Es mußte wohl so sein.

In der Finsternis wäre alles Suchen vergeblich gewesen, auch wenn ich den Roßknecht und den Melker mobil gemacht hätte. Es blieb mir nichts anderes übrig, als den Morgen abzuwarten. Ich stapfte wieder heimzu und legte mich nochmals zu Bett, aber von Schlafen war natürlich keine Rede mehr.

Nach Tagesanbruch schritt ich wieder zur Grube am Waldrand. Der Schaden würde, bei Tageslicht besehen, ja nicht geringer sein! Und so verhielt es sich, alle Glocken waren hin.

Plötzlich gewahrte ich durch das niedere Haselgebüsch einen dunklen Gegenstand. Ich forschte nach und — o Schreck! — da hing die erstarrte Leiche des Glockenbenz, im Morgenwind baumelnd, am untersten Ast einer Fichte, die einsam das Niederholz überragte.

Am schmalen Riemen des kleinsten Kälberglöckleins, das auch noch intakt daran hing, hatte sich Benz erhängt.

Seltsam herzbewegend, hell und rein bimmelte dieses Glöcklein, als die starre Leiche dann am Vormittag vom Baume heruntergenommen wurde . . ."

Der Erzähler verstummte. Die Zuhörer sannen ergriffen dem schweren Schicksal nach, in das sie eben unerwartet Einblick erhalten. Und die Männer blieben nachher wortkarg, bis sie sich zur Heimfahrt verabschieden mußten.

Wie der Kellibauer dem den Feldweg hinausrollenden Gefährt sinnend nachschaute, trat die Bäuerin zu ihm. „Es freut mich halt doch immer, wenn es andern Leuten auch gefällt bei uns," meinte sie.

„Ja, auch gefällt, du hast recht, denn uns beiden gefällt es hier, gelt, und vielleicht wissen wir manchmal diese Tatsache nicht immer hoch genug einzuschätzen. Und man muß doch so froh sein, heutzutag, wenn man noch ein sicheres schützendes Dach über seinem Haupte weiß."

Langsam schritten die Ehegatten Seite an Seite den Weg hinaus zur Wiese, wo Hansli, sich seiner Wichtigkeit wohl bewußt, die stattliche Herde hütete. Zufrieden lauschten sie dem Geläute, das ihnen so traulich erklang, mochte es auch bescheidener tönen als vor einem Jahr das Geläute des Glockenbenz.

Sie bauten ein Haus.

Von Otto Frei.

1.

Gestern haben sie ihre letzte Mühe an dieses Haus gewandt: der Maler seinen letzten Pinselstrich und der Schreiner seinen letzten Hammerschlag. Nun steht es vollendet da, eigentlich kein Haus, sondern ein ganzer, vielköpfiger Häusertrupp, schmuck und großfenstrig, mit gelbem Anwurf und grünen Fensterläden, und das rote Ziegeldach schimmert in seiner Regennässe wie ein gewaltiger schräg gestellter Spiegel himmelwärts: eine prächtige Guckgelegenheit für alles hoffärtige Luftvolk.

Die vielen Türen des Hauses springen auf und wieder zu, immer auf und wieder zu — der Baumeister macht die letzte Runde. Er hat einen wunderlichen Feierabendglanz im Gesicht, und wenn er zuweilen auf einer Treppe oder in einem Zimmer plötzlich stehen bleibt, stumm und versonnen, dann ist es, als ob er da ewig stehen bleiben müßte, weil er ja mit ins Bild gehört.

Zu gleicher Zeit steht im alten Miethaus gegenüber ein Mann an einem Fenster und brummelt etwas über die eine Schulter in die Stube hinein. „Seit sie uns diesen Koloß vor die Nase gestellt haben, tappen wir buchstäblich im Dunkeln. Aber — siehst du, nun wird unsere Miete auch gleich sinken, und wir kriechen billiger durchs Leben."